

Rhein Rafttauischer



Lahn

Volksfreund

für Heimat-Industrie und -Handel.

Ersteinst
wöchentlich einmal in Ver-
bindung mit dem
„Rheinischen Tageblatt“
Bezugspreis
einjähr. 1.20 Mark
vierteljähr. 0.30 Mark

Anzeigen
sollen die einpfeilige kleine
Zeile 10 Wg.
Familien-Anzeigen (außer
Sterbefällen)
von unseren Abonnenten
2 Wg.

Zeitung für Heimatkunde und -Litter,

Sonntag, den 18. Juli 1920

Sonntagsgedanken

Es gibt zwei Pole des Lebens. Zwischen ihnen liegt die Fülle menschlicher Existenz und Komplexität. Nur bei ganz großen Menschen kann es vorkommen, daß sie die Fülle der Geschichte, die ein reiches, bewegtes Leben ihnen schenkt, aufnehmen und zugleich eine ganz stille, einsame Stunde erleben können.

Die Zeit vor dem Kriege hat manchem ein reiches Augenleben ermöglicht; davon zeugt unsere exorbitante Roman- und Bühnenliteratur, davon zeugt unsere Reise-, Beschäftigungs-, Vergnügungs- und Abenteuerliteratur, die nur in „Dimensionen“ ein Vergnügen fand, und selbst da nicht. Denn, was den „Großen“ kosmische Trunkenheit schenkte, von Villen bis zu den Affen, von Aldeutschen bis zu Pazifisten, von Geldmagnaten bis zu Kommunisten — das gab den „Siegeln“ nur Sensation, tempo-ferierende, schleierhafte. Diese Augenwelt ist heute, dank der Saluta, der Grenzschwierigkeiten, der Seuer-fesseln, für die meisten, auch für die „Großen“ verloren; aber schon vorher hatten wir uns selbst in ihr verloren und der Reizum der Zivilisation brachte eine Betäubung der Seele.

Diese, d. h. unser Innenleben, ist insofern trotz Krieg und Gram, trotz Hunger und Daseins-kampf mit bei weitem reicher geworden; aber sie können es noch werden. Das könnten wir auch von den Stoffen lernen: diese langanhaltenden Freude zu haben um Anblick einer Blume, einer Wolke, eines Tieres, beim Hören eines kleinen Wort- oder Tongedichtes. Ein Kinderlächeln, das Reigen eines Schmetterlings, eine Föhne im Wind, ein Auge, das uns anblickt, fremd zunächst und dann mit einem Mal den Bruder erkennend als ob es Sonne trübe — das alles rührt unsere Seele zutiefst, wenn sie sich nur erschließen mag. Vorgänge, Gegenstände, Licht, irgendwas mit Menschlichem verknüpft, werden lebendig; denn es gibt kein Ding und keine Stunde, die nicht irgend einmal ihre Seele von uns empfangen könnten. Aber freilich, was dem beschaulichen Dorf-schmied gelingen mag, fällt uns Kilometerferren, uns Exzentriker, Verlorenen im ewigen Gewühl der Gassen sehr viel schwerer.

Man sollte ganz von unten beginnen, mit einer Melodie, einem Dichtwort, einem Bildnis, einem edlen Gefühl. Das sollte man zeigen, wirken lassen und schenken — im kleinsten Raum vor kleinsten Kreisen. Freunde sollt sich zeigen, Eltern den Kindern, Liebende einander. Dann käme dem und jenen wohl die Stunde des Lebens der klein-sten Welt in ihrer rahmenbegrenzten Unendlichkeit. Wir sind ins Dämmerwerden der Weltgeschichte zu-rückverwandelt und träumen doch immer noch von falschen Karmorälen und Karatiden aus schlechtem Stuhl. Wir müssen wieder lernen in die Kammern der Welt hineinzugehen; es gibt auch hier Sonne und Farben und draußens leuchtendes Grün und Vogelgezwitscher und Vogelgesang, und die Menschen sind uns viel näher als auf den Riesen-teppichen der „Beleto“.

Freilich ist eine Kunst; aber da liegt ja unsere Zukunft: daß wir die Kunst in allen Dingen erkennen, im Dämmer, im menschlichen Verkehr, im Prose. Wie ein Leonardo da Vinci aus der verfallenen Mauer oder sonst ein Maler aus der verfallenen Gasse ein entzückendes Bild gewinnen kann, oder ein Gottfried Keller aus einem Pfefferkuchensender eine erschütternde Tragödie, so müssen wir dem Dasein, wie es auch aus-sieht und wohin es uns schleudert, den Gehalt für unser Leben abringen durch ein feines Betrachten der

Dinge darauf hin, wo sie am fruchtbarsten sind. Dann wird das Dürerwort von der Bildkunst auch für die Lebenskunst gelten, die aus den Dingen die Seele des Schöpfers gewinnt, die irgendwo in allen lebt und weht, und man wird sich Neues denken bei dem vier-hundertjährigen Meisterwort: „Die Kunst steht in der Natur. Wer sie heraus kann reihen, der hat sie.“

Die Inselburg im Rhein

Von Ferdinand Heyl

Witten im Rhein, umspült von des Stromes grü-nen Bogen, steht fest und sicher, dem Jahre der Zeit schon seit Jahrhunderten treu, die malerische Inselburg Pfalz. Wer den Rhein zum ersten Male erreicht und in der Strombiegung — bei Oberwesel rheinwärts oder hinter Bacharach rheinab — dieses phantastische Felsenstück erblickt, dem dürfte schwer-fallig sofort eine vernünftige Idee für die Erbauung dieses wunderlichen Stützpunktes einleuchten. Wer aber gar in mondhafter Sommerzeit, auf dem Berde eines Rheindampfers fahend, die Pfalz zum ersten Male erblickt, dem drängt sich ein Vergleich dieses wunderbaren Baues mit einem bewinkelten Königs-schiffe auf, ein Vergleich, den die fabelhafte Gestalt-ung des Stromes, der hier als ein bergumwundener Land-see erscheint, und der hohe Mittelteil in seiner abenteuerlichen Form unterstützt. Kleine Türmchen flankieren die Seiten des schiedigen Baues, hier schließt sich ein Erker, dort eine „Bedrüse“ aus dem Haupttrumpf vor, zahlreiche Schießscharten lugen un-ter der Schieferbedachung heraus, und eine vergat-terte Einlaßpforte, hoch genug und dem zeitweilig hohen Wasserstande entsprechend, bietet den einzigen Zugang zu dem Gebäude. Die Pfalz ist in der Tat die fabelhafte und eigenartigste der rheinischen Burgen.

Auf einem Tonschieferfelsen der „Baldenau“, wie das kleine Eiland nach seinen früheren Besitzern, den Pfälzern, ehemals genannt wurde, erhob sich nach chronischen Nachrichten schon um 1267 ein bescheidener Bau, der von den Jollerhebern Philipp, des Albrechts von Bolland, erbaut war. Die spanische Geschichte sagt uns wenig darüber, wann die Erbauung der Pfalz stattfand; sie er-scheint um 1329 im Vertrage von Baviar als Pfalz-Grabenstein (Pfalzgrafenstein) und diente auch hier als altpfälzische Festung, eine Bestimmung, die ver-mutlich der ebenfallts mitten im Rhein auf einer Insel stehende Mäuseturm mit ihr teilte. Zur Zeit, als Caub und der Inselturn pfälzisch wurde, Ende des dreizehnten Jahrhunderts (1277—1291), ent-schieden mutmaßlich aus Ringmauern um den Haupt-turm erst die äußeren Bauwerke, getönt von Weiterstungen, und die Burg ward abermals eine ausgedehnte Strompfalz, eine Zollerhebungshütte, die Handel und Verkehr auf dem Rheine nicht wenig behinderte. Die Stärke der Mauern mußte wohl, dem mächtigen Apparat des Treibwerkes ent-sprechend, in so gewaltiger Weise hergestellt werden; sie bedurfte ungefähr sechs Fuß. Die ursprüngliche Unter-mauerung aus roten Sandsteinequadern ist mit arm-didem Eisenwerk verbunden. Gleichzeitig richtete man verständig den ganzen Bau zur Verteidigung her. Unnahbar war die Feste, denn von Befestigen und Erfern aus war jedes heranommende Schifflein zu beschließen, und ein doppelter Wallgang deckte die Befestigung von Armbrustschüssen, die hier ihres dop-pelten Amtes, der Unterstützung der Zollerhebung und des Königsdienstes, waltete.

Wie schlimm der deutsche König und Rheinpfalz-graf Ludwig sein Raubrittergeschäft hier betrieben

haben mag, geht zur Genüge aus einer Bulle Papst Johannes XXII. vom 23. Juli 1327 hervor, der den Pfälzern mit dem höchsten Kirchenbann be-legte und in jener Bulle als eines seiner größten Verbrechen die Errichtung des „gewaltigen Turmes auf der Felsenau bei Caub“ betont, den er nur er-baut habe, um seine schädlichen Aufzügen und Er-pressungen um so länger und grausamer fortzusetzen und nachdrücklicher zu verteidigen. Doch unaufrichtig, trotz Bulle und Bann, läutete die Stromwache das Glocklein auf dem Turme der Pfalz, um die Pfälz-linge zu signalisieren, und die rheinischen Schiffer kannten das Zeichen; es hieß: Anhalten und Bezah-len. Indes heute ehemals der Turm der Pfalz auch als Wahrzeichen für die Schiffer, und sein Turmglocklein hat wenigstens in dieser Beziehung Ruhen geschaffen; es warnte die Schiffer von nahen-den Pfälzern. Jetzt ist die Pfalz unbewohnt. Sie diente unter Sturpfalz auch eine Zeitlang als Staatsgefängnis, hatte einen Kommandanten und wurde dann zum Magazin für verschiedene Gegen-stände herabgewürdigt; da aber die Motten und Käse nichts verschonten, was irgendwie verwertbar war, so mußte auch diese Benutzung aufgegeben wer-den. Jetzt steht sie gänzlich leer.

Die äußere Ansicht der Pfalz ist ziemlich bekannt. Wer aber auf flüchtiger Rheinfahrt an dieser Insel-burg vorbeifährt, legt sich unwillkürlich die Frage vor: Wie das Felsenstück im Innern ausschauen mag? Folge man uns zu einem, wenn auch flüch-tigen Besuche des so eigenartigen Baues.

Der Rachen legt an den neuen „Treppen“ — wie die Schiffsleute der Rheinregulierung am ganzen Ströme heißen — an; wir klettern die Felsplatten hinauf und bahnen uns einen Weg durch den ge-schweiften Treibsand auf der Insel. Wie eben die Felsenau mit grünen Buschwerk umgeben war, „das dem Kommandanten mußte mit zu einem Gar-ten dienen“, so hat man auch in letzter Zeit wieder versucht, das längst durch die Stromschnellen hinweg-gerissene Strauchwerk durch ein Weidenbüschel zu er-setzen. Wir steigen die hölzerne Zugtreppe hinauf. Den ganzen inneren Burghof umgibt eine Holzgalerie, und ein geräumiger Hof umschließt den mächtigen Mittel-turm, der noch bis zur obersten Spitze zu besteigen ist und eine prächtige Aussicht nach allen Seiten gewährt. Im Burghof befindet sich ein überdachter, mehr denn 30 Fuß tiefer Brunnen, der ein vortref-fliches Quellwasser führt.

Dietrichs vom Stein Haus- und Güterverwaltung

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des
16. Jahrhunderts.

Von J. Benner, Braubach.
(Fortsetzung.)

Hatte man ein „böses“ Stüd Land, das nicht tragen wollte, so wurde es gebracht und im Brach-monat ungerissen und Heudresch hineingefügt. So-bald dieser in Blüte stand, wurde er „mitten entwei-ge schnitten“ und die Stoppeln untergegragt. So blieb der Acker bis zur Kornsaat, und er brachte Korn wie ein gedüngter Acker.

Zur Orientierung und zum Schutze gegen Ueber-vorteilung werden die verschiedenen Maße angegeben.

Das Bopparder Kornmaß war größer als das Diezer, Limburger, Koblenzer, Andernacher oder auch Hochenburger. Montabaurer und Nassauer Korn-maß standen fast gleich, das Nassauer war etwas

größer. Diezer und Limburger Hofermasse waren größer als die anderer Marktplätze; das Monta-baurer war etwas größer als das Nassauer, das Bopparder war kleiner als das von Nassau und Montabaur. Hochenburger Korn- und Hofermass, Andernacher Korn- und Hofermass waren kleiner als die vorigen. In Trier war Korn- und Hofermass größer als in Wittlich.

In Sayn sollte man dem Adernknecht ins Feld einen Topf (Pott) Wein mitgeben, in Holzschalen; vier Töpfe machen ein Maß. Der Graf auf der Burg tue das auch und ebenso der Abt zu Sayn im Kloster. Wenn sonst die Knechte im Felde zu-sammenkämen, und die einen hätten Wein zu ihrem Brot und Käse, und die anderen nicht, so gäbe es Unzufriedenheit, und man habe Nachteil davon. Eben-so solle es mit dem Wingerknecht gehalten werden. In Sayn sollte auch das Hausgefinde täglich ein Maß Wein pro Kopf haben und zwar mittags 1/2 Maß und am Abend die andere Hälfte; eine Sayner Maß enthielt 7 1/2 Pott, und es machte dies für den Hof in Sayn 365 Maß oder 4 Ohm.

Nach den gemachten Erfahrungen wird angeraten, nicht eher zu Ader zu fahren als Anfang März, denn zwischen da und St. Martinstag seien 191 Werktage und 64 Sonn- und Feiertage.

Die Grundstücke sollten mit Marksteinen versehen werden, auf denen das Wappen eingehauen war, da-mit nichts verloren gebe.

Es wird dem Vermalter anbefohlen, wenn die Lebensleute absterben, über die Winger, Acker und Wiesen, welche sie in Erb- oder Jahrespacht geliehen, ein neues Register zu machen und die neuen Leute ganz flüchtig darin zu beschreiben, auch die Borge-nossen, die Anseher, damit nichts an den Gütern und dem jährlichen Einkommen verloren gehe oder vergebend werde. Desgleichen soll er auch die ver-leihenen Güter alle Jahr zu rechter Zeit besehen lassen durch die „Scheffen“ in jedem Ort, ob sie auch „mit aller zeitiger Arbeit gemacht, gemistet und gebaut“ seien und nach der Besichtigung von den Scheffen ein Sprachprotokoll darüber nehmen. Dem Scheffen möge man feine genossliche Belohnung davon geben.

Der Adernknecht soll nach andern Leuten so viel Acker „gegen Lohn, daß der Jahreslohn des Knechts herauskommt und der Schmied davon be-zahlt werden kann, und wenn der Knecht noch etwas mehr mit den Pferden verdienen könne, so möge er es tun, doch solle das Geld nicht von dem Knecht angenommen werden.

Der Wein, wie auch das Korn, welches von den verschiedenen Höfen und den Zehnten fiel, sollte nach Sayn auf den Hof geschafft werden, weil einmal das Korn daselbst am besten und teuersten zu verkaufen sei; denn die Dorfer diesseits und jenseits des Rheins mußten alljährlich Korn kaufen oder leihen. Die Frucht von Diez soll im Herbst nach St. Martins-tag die Lahn hinabgeführt werden bis an den Zahmerbach, an das oberste Bollwerk, das oben an Engers läge, gen Mühlhofen, von wo man sie dann mit Pferden und Wagen zum Hof holen könne. Es sei das von Vorteil, weil die Eigenleute von Diez bereit die Frucht fahren müßten. Die Eigenleute auf den Erndt (wohl Einricht) sollten auch die Sade leihen, um das Korn die Lahn hinab zu fahren, und wenn die nötigen Sade nicht zu haben wären, sollte das Korn in Tücher in den Rachen geschüttet wer-den. Besonders der Zehnten zu Steinebach soll jährlich gegen Fruchtlieferung verpachtet und letztere nach Diez gebracht werden; ebenso möge man den Zehnten von Verod verpachten und die dafür zu lie-femde Frucht gen Sayn auf den Hof bringen lassen,

Die Wette

Humoreske von Hans Wilhelm.

— Mit einer gewissen Fierlichkeit stellte Rat Obermüller, als sein Kollege Niedermeyer nachmittags in das gemeinsame Amtszimmer kam, diesem zwei Flaschen Affentaler auf den Tisch.

„Also“ — sagte er — „weil ich die Wette ver-loren habe. Ich hätte nicht geglaubt. Aber der Weg über den Markt ist tatsächlich kürzer wie der durch das Rathaus. Ich hätte mir die Nase abschneiden lassen, daß ich recht habe. Na, ihm, wohl bekomms!“

Niedermeyer betrachtete mit einer gewissen Andacht die zwei gewonnenen Flaschen edlen Lebenssaftes.

„Die werden hier gemeinsam ausgetrunken.“
„Auf keinen Fall!“ erwiderte Obermüller mit leb-haftem Protest. „Unter gar keinen Umständen! Erstens überhaupt nicht und zweitens — denken Sie sich, wenn unser Direktor dazu käme, der ein Feind jeden Alkohols ist... diese Entweihung der Amts-räume — was der Jops für einen Alarm schlagen würde! Nein, nein, Verehrtester, Sie tragen die zwei Flaschen gemächlich heim und trinken Sie sie auf das Wohl unserer Freundschaft und Kollegialität!“

„So sei!“ sagte Niedermeyer mit einer trostlichen Miene. „Dessenfalls gewinnen unsere nächste Wette Sie!“
Er schaute sich nach einer geeigneten Hülle um, in der er die Rautenborte unbemerkt aus den ge-waschenen Diensträumen hinweg bringen konnte. Sein Auge fiel auf die Affentapete.

Beide lachten, während sie die Flaschen dort ver-lagerten.

„Gerne, wenn unser Direktor diese Entwürdigung des sonst nur für die feierlichen Akten bestimmten Amtszimmers sehen würde!“

„Kommen Sie gut beim dank!“ nickte Ober-müller noch, als sie abends auseinander gingen.

Dann ging Niedermeyer, die inhaltsschwere Wappe fest unter den Arm gedrückt, rascher als sonst seiner Wohnung zu. Denn es war ihm, als ob die ganze Stadt, soweit sie ihm in dem Dämmerlicht des Win-terabends begegnete, mühsamlich seine Wappe be-augte und das Geheimnis darin witterte. Jeden Moment glaubte er angestochen, über den Haufen gerampelt, bedrückt, verpöthet, emstet zu werden.

Schon war er nur noch ein paar Strohenlängen von seiner Wohnung entfernt, da prallte er, als er rasch um eine Ecke bog, an niemand anderen an als an den, dem allein er jetzt am wenigsten hätte be-gegnet wollen — an seinen Direktor.

„Ah, Herr Kollege!“ rief dieser leutselig, als er ihn erkannte. „Immer fleißig! Immer fleißig! So-gar noch Arbeit mit nachhause nehmen, wie? Das sollte aber wirklich nicht sein. Ich will nicht, daß meine Herren, überlastet sind.“

„Warum sagen Sie mir das nicht?“
„Aber, Herr Direktor!“ — stimmelte Niedermeyer und machte eine unruhige Bewegung mit dem Arm, daß sein schlechtes Gewissen den Affentaler in den Händen betrüblich glänzen hörte — „es ist wirklich nicht so arg. Nur eine ganz dringende Arbeit!“

Schon ging der Direktor an seiner Seite. Seine dienstliche Reugier war erwidert und nichts hätte ihn vermocht, zu scheiden, ehe sie besichtigt war.

„Was?“ sagte er und blieb mit erschauer Miene stehen. „Eine ganz dringende Sache? Das ist denn doch für eine ganz dringende Sache, von der ich nichts weiß — mit der Sie sich Ihre wohlverdiente Abends-ruhe verderben müssen — hm, hm, bitte, was ist denn das für eine Sache?“

„Wenn du eine Ahnung hättest!“ dachte sich Niedermeyer und wäre am liebsten davongerannt. Aber sein Vorgesetzter hatte ihn dermaßen ungeläst, daß seine Flucht unmöglich gewesen wäre.

„Desh, was helfen kann!“ Niedermeyer tat, was er noch nie getan: Er schämte sich dienstlich. „Ah,

das ist die Sache Bärenreiter gegen Lampmann.“

„Bärenreiter gegen Lampmann!“ fragte der Direktor mit immer wachsender Verwunderung. „Von der weiß ich gar nichts — davon habe ich noch nie gehört — zeigen Sie doch einmal!“

„Ach, Herr Direktor, Sie beschämen mich — doch nicht hier auf der Straße — ich bin gern zu jedem Aufschluß bereit.“ — stimmelte Niedermeyer in töd-licher Verlegenheit durcheinander.

„Sie haben recht!“ meinte der Direktor nach eini-gen Bedenken. „Hier auf der Straße — Amtskarten — nein, nein, das geht nicht. Aber bis morgen hat die Sache sicher Zeit. Geben Sie die Akten für heute mir mit nach Hause — ich möchte sie mir mal an-sehen — ja, bitte!“

Er griff nach der Wappe — Niedermeyer aber hielt sie so kampfschäft fest und schnitt ein so größliches Gesicht, daß es dem Vorgesetzten auffiel.

„Aber was haben Sie denn?“ fragte er. „Sind Sie nicht ganz wohl?“

„Die Wappe bringt dir der Teufel auf dem Präsen-tierbrett“, dachte Niedermeyer und sammelte: „Aller-dings — ein Fieber — ich glaube, die Grippe...“

„Was? Die Grippe?“ Der überängstliche Direk-tor schmeckte jäh. „Na, dann morgen, bitte — d. h. wenn Sie wohl genug sind — darf ich um einen kurzen mündlichen Bericht bitten!“

Er empfahl sich rasch und nahm unterwegs drei bis vier Formantintabletten.

Niedermeyer schnaufte erst ein paar mal tief auf. Dann rannte er spornstreichs heim und erhobte sich erst wieder ganz, als er mit feiner Heum beim frühlichen Studium der Sache „Bärenreiter und Lampmann“ sah und die Gläser aneinander klangen.

Am anderen Morgen machte er dem Direktor einen gewaltigen Sums vor, daß er im Fieber die Namen verwechselt hätte und so fort...

„hm!“ dachte sich sein Vorgesetzter, wie er wieder allein in seinem Zimmer war. „Er wird im Büro mit der Arbeit nicht mehr fertig — schleppi Akten heim — verwechselt die Namen — armer Nieder-meyer — der Herr scheint wirklich alt und allmählich pensionsreif zu werden... hm! hm!“

Halloh!

„Halloh!“
„Wer ist da?“ —
„Wer ist denn dort?“ —
„Bitte, so melden Sie sich doch!“ —
„Ja, ich habe mich ja gemeldet.“ —
„Aber nicht zu erkennen gegeben; ich weiß ja gar nicht, ob ich richtig verbunden bin. Ist das also 99?“
„Zuwohl.“ —
„Dort Schmitz?“
„Zuwohl.“ —
„Zuwohl.“ —
„Na endlich! Guten Tag, Herr Schmitz.“ —
„Guten Tag, Herr Müller.“ —

Dieser aus dem Auslande übernommene Halloh-Anruf nimmt nun auch bei uns unentgeltlichen Umfang an. Es bedarf wohl keiner Begründung, weshalb jeder Fernsprechernehmer verpflichtet ist, sich zu erkennen zu geben, wenn er angerufen wird, zum mindesten durch Nennen seiner Nummer. Jede andere Art, auf einen Anruf sich zu äußern, zeugt von sträflicher Gedankenlosigkeit. Es gibt aber im-mer noch Leute, die auf den Befehl ganz harmlos sich mit der Frage „Ja?“ oder „Ist da jemand?“ melden.

Also ihr Gütlich-Unglücklichen, die ihr nach dem 1. Juli auch noch einen Fernsprech-Anschluß leisten könnt oder müßt: Weg mit dem sinnlosen, zeitrau-benden „Halloh!“

denn der Zehnte zu Verod gehöre zum Hofe in Sahn, und es sei auch feiter so gehalten worden. Wenn du zu Wolsberg bist und den Hof von denen von Stasfel hast, und den Hof der zu Wolsberg zum Hofe gehört, und den Zehnten zu Wolsbach, der auch gen Wolsberg gehört, dann kriegt du Futters genug, dieweil du da bist, so daß du der Zehnten nicht mehr bedarfst; dann ist dir die Frucht zu Sahn am nützlichsten. Eichelbach sollte ebenfalls die Frucht nach Sahn liefern; bei der Verpachtung dieses Zehnten soll ausgehalten werden, die Lieferung von einem Drittel des Strohes und der Spreu nach Sahn. Die Zehnten zu Eichelbach und Steinebach hatte der Verpächter der Pausordnung gekauft; derjenige zu Verod kam von seiner Frau, Frau Meda von Wassenheim.

Die Verhütung von Feuer und Licht, sowie der Pforten wird jedermann dringend ans Herz gelegt, damit niemand Fremdes ins Haus komme, und Feuer und Licht zur rechten Zeit ausgelöscht und versorgt werde. Die Pforte sollte der Verwalter selbst abends zuschließen und die Schlüssel mit sich in seine Kammer nehmen. Schon bei der Annahme des Besandes solle es geloben und sich verpflichten, „all nachts“ im Hause zu schlafen und nicht ohne Wissen des Verwalters auszuweichen. Auch möge man keinem Besande abends ein Licht mitgeben, wenn es schlafen gehe, namentlich keinem, das „voll“ sei; so jemand das Licht im Stalle, Scheuer oder in den Holzhäusern gebrauche, solle er es in die Leuchte stellen. Die Leuchte wurden zuhause gemacht; für das Besande genügt ein Hängellicht mit einem eisernen „Pendgen“ (Hänchen), worin Öl gebrannt wurde.

Zum Schutze des Hauses waren auch die „Ge-woer“ in Acht zu nehmen, als nämlich: Spiege, Kellebarten, Büchsen, Armbrüste, Harnische, Pulver, Feder, Wunden, Pfeile, Degen und Schwerter. Man sollte sie auch sorgfältig verwahren, und wenn ein Knecht über Feld ginge und ein Gewehr mitnehmen müßte, so hätte er es bei der Rückkehr wohl abzugeben. Zur Verhütung von Feuergefahr sollten die Schornsteine im ganzen Hause und im Backhause zur rechten Zeit gekehrt und geputzt werden, zum allerwenigsten aber einmal im Jahre. Die Magde waren angehalten, beim Waschen und Baden (wohl Waschen) vorförmlich mit dem Feuer umzugehen und die „Lut“ im Felde zu fieden.

So es möglich, möge man Röhren anlegen zum Waschen für den eigenen Bedarf und für andere Leute; denn von dem Watter habe man guten Nutzen.

Alle Frucht auf dem Speicher solle von sechs zu sechs Wochen, und zwar bei einem alten schließenden Schilde, geordnet und gekehrt werden; im März sowie im Mai oder bei der Luft zu der Frucht zu lassen, ebenso sonst während des Jahres bei schönem Wetter ohne Stige, da die Hitze der Sonne der Frucht schade. — Es sollte auch jeder wissen, wieviel Brot man aus einem Maltre Korn backen könne, es sei nun rein gebacken oder durch ein Dornsieb gesiebt, oder auch wieviel Weizenbrot, dessen Mehl „durch ein barmenes (hölzernes) Sieb gebracht“ wurde; ebenso wieviel Weide aus Weizenmehl zu backen waren.

(Schluß folgt.)

Runst und Leben

Die große Meister arbeiten. Es gibt Menschen, die trotz aufrechten Bewusstseins irgend einer Kunst, sei es auf dem Gebiete der Malerei, Bildhauerei, Musik oder Literatur gleichzeitig stets die Frage auf den Lippen haben: „Wo und wie mag der Künstler das nur gemacht haben?“, als ob mit dem Wissen der nebenstehenden Einzelheiten auch die Möglichkeit einer gleichen Schöpfung ihrerseits identisch wäre. Vielleicht mögen indes die uns etwas fremd anmutenden Eigenartlichkeiten bekannter Geisteshebel bei der Arbeit zu dieser kindlichen Annahme mehr beigetragen haben, wie man glauben möchte. Einige Beispiele seien deshalb hier erwähnt. Von unserem großen Tonbildner S. v. D. n. ist bekannt, daß er seine Zustände zu Gebet und Rosenkranz nahm, sobald er eine neue Tonschöpfung zum Durchbruch bringen wollte; P. v. H. v. n. suchte in die Natur, die er in ihrer ganzen Größe, Schönheit und Wildheit auf sich einwirken ließ. Mozart kamen die fruchtbarsten Tongebilde schon, wenn er sich ein Fach an den Tisch setzte, wo Papier, Tinte und Feder für ihn bereit lagen. Bei Alexander D. u. m. s. dem Kellern mußte es schon eine feine Qualität Papier sein, die ihn zur Arbeit inspirierte. R. v. d. v. n. liebte feine, kostbare Samt- und Seidengewänder in leuchtenden Farben, überhaupt eine märchenhafte Umgebung, bei seinem Schaffen. R. v. d. v. n. dagegen futuristische Gemälde, auf T. v. d. v. n. übte die Natur ebenfalls einen schöpferischen Einfluß aus, wogegen S. v. d. v. n. sich schon mit dem monotonen Summen des Wasserfalls begnügte. K. v. d. v. n. unternahm gern einen frisch-fröhlichen Mitt, um neue Ideen zu sammeln, die sich bei Johann S. v. d. v. n. bei einem Glas Wein, einer guten Zigarre oder einem Spiel Tarot einzufinden pflegten. S. v. d. v. n. nahm erst eine gute Biere Schnapsbrot, und Donizetti bestete seinen Tisch mit ins Weite, bis die gewünschte Eingebung kam. Andreose T. v. d. v. n. wartete den günstigen Zeitpunkt im Bett ab, Balzac zog mit der Mondstunde auch neue Ideen an, wogegen Chateaubriand barfuß umherwanderte, solange bis seine Gedanken sich zu richten begannen, und G. v. d. v. n. glaubte, daß Besse zu leisten, wenn er an seinem Klavier saß, das im Freien und im hellen Sonnenschein aufgestellt sein mußte.

Sollen Eltern ihre Kinder bei den häuslichen Schularbeiten unterstützen?

Ed. Die häuslichen Schularbeiten sind für viele Familien eine Qual. Die heutige Volksschule kann aber aus Gründen, die hier nicht näher erörtert werden sollen, noch nicht entzogen. Wir müssen uns also mit ihnen abfinden. Bei der Anfertigung der Hausarbeit gilt auch für den Schüler der Satz: „Ein rechter Schütz hilft sich selbst.“ Gar häufig ist aber doch Hilfe nötig. Diese darf aber nicht zu einem Annehmen der vorderstehenden Überlegenheit sein. Das birgt Gefahren in sich. Im besten Falle macht man dadurch die Schülerbequem, in der Regel auch unnahbar. Werden sie erndet, so greifen sie zur Lüge, indem sie die Leistungen des Vaters, der Mutter oder eines anderen Familienmitgliedes für ihre eigenen ausgeben. Vielmehr soll man so verfahren, daß man durch prägnante Fragen, Beispiele, Jurist-

greifen auf Bekanntes u. ä. die Arbeit vom Kinde möglichst selbständig anfertigen läßt. Was die Hilfe der Väter-Schüler anbetrifft, so unterbleibt sie wohl am besten von Seiten der Eltern, denn die Väter-Schüler und Rechenmethode gerade für die Rechengetreuen erfordert pädagogische und methodische Bildung, die den allermeisten Eltern unserer Volksschulfinder abgeht. Wollen Eltern trotzdem ihren Kindern helfen, so nehmen sie am zweckmäßigsten vorher mit dem Lehrer oder der Lehrerin ihres Kindes Rücksprache. Diese werden ihnen gerne Fingerzeige geben und ihnen sagen, was und wie zu Hause geübt werden muß.

Sehr angebracht und von Nutzen für Schüler und Eltern wäre es, wenn die Eltern sich mit ihren Kindern häufiger über das, was diese in der Schule gelernt haben, unterhielten, wenn sie ihnen Gelegenheiten gäben, über das Gelernte zu berichten, davon zu erzählen. Das häusliche Leben ist oft so eintönig und arm an Unterhaltungstoff. Man weiß sich nur zu erzählen, was der Tag, das Geschäft gebracht. Man ist nicht gewöhnt, über andere Dinge zu sprechen. Eltern dagegen, die während der Schulzeit ihrer Kinder mit diesen gemeinsam alles, was den Zugang zu einer höheren Geisteswelt bildet, besprochen haben, die mit ihnen gelernt, gelesen und geschrieben haben, werden sich auch später nicht auf das Alltägliche beschränken. So können die Schülerarbeiten dazu beitragen, das Familienleben auf eine höhere Stufe zu heben. (Zenos.) Auch manches Elternpaar wird dadurch ein anderes Verständnis für die ganze Schularbeit gewinnen, und leise können sich Fäden vom Elternhaus zur Schule spinnen, beiden zum Wohle.

Aus der Kindheit der Zeitungsanzeige.

Auch die Zeitungsanzeige hat ihre Geschichte. Als Bindeglied zwischen Angebot und Nachfrage ist sie ein unendlich wichtiges Mittel der Volkswirtschaft geworden. In ihren Wandlungen spiegelt sich ein gutes Stück wirtschaftlicher und somit auch kultureller Geschichte. Die Anzeige ist noch nicht alt. Fünfzig Jahre sind in ihrer Entwicklung eine gewaltige Zeitspanne. So deutet sie vor 50 Jahren noch zurück auf ihren Ursprung und weist schon hinüber in die Tage ihrer Reife. Sie ist ein Kind der amtlichen Bekanntmachung, die man noch mit der Glocke ausläutete oder an die Mauerrede schlug. Glöde und Mauerrede, die alten Requisitionen der Öffentlichkeit, wurden bald überflüssig durch das Zeitungsblatt. Die Anzeige der Ober Jahre aber gleich noch in diesem dem Aben von der Hausde, vor allem in ihrer feierlichen Umständlichkeit, in ihrer überwältigenden Gesprächigkeit. Es sieht so aus als habe sie noch ein geschwinder, horchbedürftiger Sekretarius mit Gänsefedel schnörkelhaft auf Pergament aufgesetzt. Man schaute nicht 200, 500 Worte drucken zu lassen. Denn in der Fülle liegt, so nahm man an, die Veredamkeit. Aber damit sich Ueberzeugungskraft mit Sparlichkeit in Einklang bringen ließ, druckte man diesen Wortschwall mit dem kleinstmöglichen Typen. So war eine Buchempfehlung fast eine literarische Versuch, die Anzeige einer neuen Maschine fast eine technische Abhandlung, die Anpreisung eines Duftwassers fast ein Aufsatz über Hauspflege oder gar ein lyrischer Hymnus. Dafür zeugt das folgende Beispiel, das annähernd wie die Stilübung eines mühsam aufblühenden Poeten: „Wie der Morgenstern im Reich der Rose Glanz und Schönheit schafft, verjüngt und konservierend auf das ganze Blumenleben wirkt, so bedarf die schönste Rose der Schöpfung, das Weib, des belebenden und erquickenden Taues. Dieser Morgenstern wird jeder Dame durch Meiers Jugend-spirit geboten.“

Selbstlos gehört einmal zur Anzeige, zur alten wie zur heutigen. Aber das Selbstlos der alten erscheint uns durch ihre naive Umständlichkeit, durch einen übertriebenen Phrasenschwall wenig überzeugend, naiv, das Selbstlos der neuen in seiner Prägnanz und Schlagkraft ungeheuer selbstlicher, erfolgbedeutend. Was am meisten die alte Anzeige von der neuen unterscheidet, das ist die „Aufmachung“. Der Angewandte der alten Zeitung ist sozusagen eine Fortsetzung des politischen, belletristischen, des Handelszeits. Auf der letzten Seite wird genau so erörtert, erklärt, geplaudert wie auf der ersten. Die Anzeige ist Text, fast nur Text. Sie redet nur stumm nicht dar. In der alten Anzeige herrscht das Wort in der neuen das Bild. Auch das gebrauchte Wort an sich ist schon Bild, soweit es nur die gewöhnliche Größe der Zeilenpaare hinausgeht. Die Psychologie des Lesers hat erst die neuere Zeit erkannt.

Vor 50 Jahren, das ist die Zeit vor 1870, in der die zahllosen Anfänge unserer Industrie liegen. Noch behauptete sich in der damaligen Anzeige störrisch das ausländische Erzeugnis: Das französische Parfüm, die englische und amerikanische Maschine. Und wo die deutsche Konkurrenz aufstand, da verspricht sie sich Erfolg mit dem wenig selbstbewußten Hinweis, daß ihr Erzeugnis dem ausländischen ebenbürtig sei. Die Welt trat damals in das Zeichen des Verkehrs. Die Anzeige wuchs für Schiffahrtslinien, für Bäder und Kurorte, für Reisehandbücher. Die Anpreisung von Kunstwerken und Altertümern offenbarte den aufblühenden Wohlstand, die immer wiederkehrende Empfehlung von photographischen Apparaten und allerlei Maschinen für Küche und Haushalt zeigt, daß die Technik auf die Allgemeinheit bedürfnisse sich einstellte. Immer üppiger blüht dann das Wesen der Anpreisung auf. Aber bliden wir nicht alles hochmütig von unserer Höhe herab. In einem war uns die alte Anzeige weit überlegen: „Thüringer Schinken im besten geräucherter Worte à 1 Pfund 6½ Sgr. (87½ %).“ ... Das machen wir ihr nicht mehr nach.

Bücherchau

Vor dem Erwachen

Roman von Romy Lambrecht. Verlag August Scherl in Berlin. „O Deutschland, wirf ab dein Gewand von Blut und Tränen! Die Nacht verflucht. Das Frührot flonmt. Erwache! Deine Stunde beginnt. Und dein Erwachen sei wie das eines Kindes: mit hellen Augen und schuldlos.“ — Das Erwachen, wie Romy Lambrecht es scharf vorantreibt, ist noch nicht gekommen und wird wohl auch so bald nicht kommen. Der Roman ist gewiss ein starkes Werk. Ein Roman und doch auch wieder kein Roman. Denn das, was hier geschildert wird, ist ein Stück unseres eigenen Lebens, ist so großartig nahe gerückt, daß es uns unmittelbar ans Herz faßt. Romy Lambrecht ist hier nicht nur Dichterin sondern auch Geschichtsschreiberin. Da der Roman im besetzten rhein-

nischen Gebiet spielt, dürfte es schon deshalb bei uns einen ganz besonders großen Interesse begegnen. Wenn auch manches einem einheitlichen Gange des Werkes nicht verträglich ist, (so vor allem das nicht genügend motivierte, allerdings sehr pittoreske Schloßspiel der Baronin von Schwanau mit dem jungen, unerfahrenen, schuldlos-schuldigen Kallbed,) so sind die Vorgänge und Charaktere im allgemeinen doch so getreu dem Leben abgezeichnet, daß das Werk auf jeden Leser einen tiefen, nachhaltigen Eindruck ausübt. Wir können dem Roman kein ähnliches Werk an die Seite stellen.

Kritik des Weltkrieges. Das Erbe Koffies und Schließens im großen Kriege. Von einem Generalstabler. Leipzig 1920. R. F. Köhler Verlag. Mit 12 Karten. Preis geheftet 20 Mark, in Halbleinwand 30 Mark.

Während des Krieges und nach ihm ist eine Ueberfülle von Werken erschienen, die sich einerseits mit der Geschichte und andererseits mit der Kritik einzelner Abschnitte derselben beschäftigen. Geseht hat uns aber bisher immer noch eine zusammenhängende kritische, also nicht bloß referierende Darstellung des gesamten Kriegsverlaufes von sachmännischer Seite. Wir möchten die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese äußerst wertvolle und fesselnd geschriebene Neuerscheinung auf dem Gebiete der Kriegsliteratur aufmerksam machen. Es ist ein Werk frei von jeglichem politischen Einschlag und doch auf scharfer Kritik und unabweisbaren, einleuchtenden Schlussfolgerungen aufgebaut. Die Schilderung der einzelnen Operationen bilden ein Meisterwerk der Darstellungskunst. In jeder, der sich über die Geschichte des Weltkrieges vorurteilslos und eingehend unterrichten will, ist das Studium dieses Werkes unerlässlich.

Deutsche Bauernhochschule. Herausgegeben von dem Bauern Bruno Tatzmann. Zeitschrift für das geistige Bauerntum und die Volkshochschulbewegung in Deutschland. Kistenverlag Verlag Kellerau bei Dresden.

Das Werk bezieht der demnächst erscheinenden Zeitschrift liegt bereits vor. Eine neue Zeitschrift und eine notwendige Zeitschrift, eine äußerst glückliche Lösung des Problems: „Die Kunst dem Volke.“ Das Werk ist sowohl inhaltlich wie buchtechnisch so reich ausgestaltet und unterscheidet sich dadurch allein schon von allen bisherigen Veröffentlichungen auf diesem Gebiete, daß sich ein weiterer Hinweis erübrigt.

Ueberlangt eingekaufte Bücher

(Eine Besprechung erfolgt nur bei besonderen Anlässen.)

Wie preis ich dich, mein Vaterland! Deutsches Soldatenbuch von Viktor Frei (Geschichte aus Deutschlands Geschichte bis Wilhelm I.) Preis 2,50 Mark. Selbstverlag Völsperg (Dorp).

Der zehnprozentige Lohnabzug von Dr. F. Hermann, Coblenz 1920, Stadtsche Buchdruckerei 2,50 Mark.

Rechtschreibung. Rechtschreibungsbuch für Reichtreife. C. Abigt, 2,50 Mark Selbstverlag, Wiesbaden, Adolfsbühl.

Waldgeschichten. Erzählungen und Skizzen von Walter Schwaier. Verlag R. G. Evers Wartburg (Geschichten aus dem Waldseiner Wald. Ein lustiges Buch unseres Heimat Schriftstellers Walter Schwaier. Wir kommen noch darauf und auch auf den Dichter selbst zurück. Das Buch ist in der Buchhandlung Reunig in Oberlahnstein ausgelegt.)

Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eine Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert, von Hans Lübbe. Verlag Eugen Diederichs in Jena.

Geschlechtskrankheiten und Ehe von Univ. Professor Dr. v. Rothemann. Max Hoff Verlag, Berlin W 15, gebunden 5 Mark.

Lustige Ecke

Gläubiger (auf einem Bauplatz): „Ehe ich nicht mein Geld bekomme, rühre ich mich nicht vom Fleck.“

Wertmeister: „Da tun Sie mir aber furchtbar leid.“

Gläubiger: „Warum denn?“

Wertmeister: „Der Bauerreiß hinter Ihnen wird nämlich gleich in die Luft gesprengt.“

Der Kaufmann Reisel ist doch ein mitleidiger Mensch. Von Zeit zu Zeit öffnet er die Käseglocke, damit die hungernden Fliegen auch etwas kriegen. Und — er muß den Käse ja doch nicht essen ...

„Mensch, wie kommst Du daher, schämst Du Dich nicht, in einem solchen Anzug herumzulaufen? Deine Frau ist immer tadelloser elegant gekleidet, und Du ...“

„Ja, meine Frau kleidet sich nach dem Modestadt, und ich — nach meinem Hauptbuch.“

„Is a guat Geschäft, Bergführer sein! Jetzt zahlen die Touristen, daß ich f. aufsteige auf n Berg, und nacha kriag i a Schweigepfand, damit i nett verrat, wo f. immer weiter kemma san!“

Man möchte ein Dichter sein, Herr Bankdirektor, um den richtigen Ausdruck für diesen Sonnenuntergang zu finden.

Ku — sagen wir mal: „Sonn' à la baisse.“

Schnell geholfen. Sie: „Aber das geht wirklich nicht mehr. Das Dienstmädchen ist früh immer schon auf, wenn Du erst heimkommst!“ — Er: „Sehr richtig! Laß doch das arme Ding ein paar Stunden länger schlafen!“

Veränderte Zeiten. Sie (wehmütig): „Früher

ging ich Dir über alles, und jetzt ...“ — Er: „Und jetzt geht Du mir sogar übers Geld!“

Verplappert. Bewerber (zur reichen Erbin): „Wollen Sie ja nicht denken, mein gnädiges Fräulein, daß ich in Ihnen das goldene Stäb anbetet!“

Betrachtungen am Postkassier. Das eine Herz ähnelt einer offenen Karte, das andere einem Briefe mit sieben Siegeln. Blide zwischen beiderfähigen jungen Leuten sind Telegramme. Mancher, der heiraten will, wünscht eine „Draht“-Antwort. Eine Liebeserklärung ist ein Einschreibebrief, eine Verlobung eine Anweisung. Ein Kuß ist eine Drucksache. Das „Ja“ eines Teufels ist ein Kußer ohne Wert. Die Ehe ist ein Paket; Pakete haben sehr verschiedene Inhalt und enthalten oft gute, aber leicht verderbliche Sachen. Eine Geldheirat ist ein Rach-nahmepaket.

WECK

Konserven-Gläser und Sterilisier-Apparate

für

jeden gut u. sparsam geführten Haushalt

Gummi-Ringe

in Ia. Friedensqualität und grosser Auswahl
E. Knoche, Nastätten (am Rathaus)

Hepartholin

Vorzüglich gegen:
Gallenstein
Plorader-
störung
und
Leberkolik.

Bau-Geschäft Jakob Hehner.
nhaber: Wilhelm und Konrad Hehner III.

— Ingenieur- und Architekturbüro. —

Baumaterialien-Lager und Cementwaren-Fabrik

Unsere Geschäftsräume befinden sich von
jetzt ab Brühlstrasse 13 in Nastätten. Fern-
sprecher Nr. 47. 4/39

Tapeten

schöne, moderne Muster, in reichhaltiger
Auswahl empfiehlt

Franz Diehl,
St. Goarshausen.

Ia Apfelwein per Liter
Mk. 4.50

ohne Gebinde und Steuer, ab Kellerei gegen
Kasse. Bei Grossabnahme entsprechend billiger.

Telef. 185 Gustav Hamm, Niederlahnstein.

Grosse Sendungen
Kinderwagen
Kinderklappwagen
Leiterwagen
Liegestühle
zu billigsten Preisen eingekrollen
Möbel-Vertrieb
Otto Klawiter, Coblenz
Löhrrasse, Ecke Kirchstrasse
Telefon 2545.

Steuer- Erklärungen

Reichsnotopfer etc., sowie alle Gesuche an
Behörden fertigt an, 2671

J. M. Ludwig, O.-Lahnstein, Münchgasse 2.

Mutterschaft- welch ein Glück —

wenn die Mutter gesund und
kräftig ist, durch den Genuß von
Dr. Decker's Eiweiß-Nahrung

Stkraft



Verfälscht einzuführen.
Sehen Sie auf das Bild und die Aufschrift
Dr. Decker's Eiweiß-Nahrung
in der Packung und auf dem Etikett.
Dr. Decker's Eiweiß-Nahrung
in der Packung und auf dem Etikett.